



# Selena

© das Orchester der Welt  
der Nebel



*Kapitel 1*

# Das Dorf Bussy



An Hélène Grimaud  
Stéphane MEER, 16 april 2007

# Das Dorf Bussy



„Laßt mit in Ruhe, ich kann euch jetzt nicht helfen!“ schreit Helena.

Als sie wieder zu sich kommt und um sich schaut, steht die gesamte zweite Klasse des Berlioz Gymnasiums in erstaunter und bestürzter Haltung um sie herum.

Wie immer ist Marc der Erste, der lacht.: „Da haben wir es, sie zieht wieder ihre Wahnsinnsnummer ab...“

Vincent nickt und grinst sarkastisch.

Lussier, Fréau, das reicht jetzt“, sagt Madame Fringier, die ehrwürdige Lehrerin für Physik und Chemie, die es auf keinen Fall zulassen will, daß sich Chaos in ihrer Klasse ausbreitet.

„Canta, was ist denn nun schon wieder mit Ihnen los?“

Helena, noch ganz ergriffen davon, so abrupt wieder zu sich zu kommen, muß sich erst besinnen.

Wie soll sie denn diese andere, so seltsame Welt begreiflich machen, und diese so reellen Sinnestäuschungen? Wie die Prophezeiung erklären, die schwarze Festung, das Feuerkreuz, die Welt der Nebel und diese Stimmen, die mit ihr sprechen und um Hilfe rufen?

„Die steinerne Stimme wird seine Macht zerstören“, „die steinern Stimme wird seine Macht zerstören“, diesen Satz, den sie in einer nicht endend wollenden Schleife Tag und Nacht hört, woher kommt er? Wie soll sie erklären, was sie selbst nicht versteht? „Sie haben Recht, ich muß verrückt sein“, denkt sie.

Seit ihre Eltern verschwunden sind, ist nichts mehr normal. Das Leben war so einfach und jetzt ist alles so schwierig. Die Furcht, dieses unsichtbare Übel, das in einem nagt, hat sie fest im Griff. „Wohin sind meine Eltern gegangen? Warum haben sie mich zurückgelassen, ohne mir etwas zu sagen? Was ist ihnen passiert? Wie kann man einfach wie vorher weiterleben, wenn alles anders geworden ist?“

„Fräulein Canta, ich habe Sie etwas gefragt, hören Sie mich überhaupt oder muß ich zur Zeichensprache übergehen?“ sagt die Lehrerin mit einer schleppenden Stimme und geschlossenen Augen, um ihrer Verachtung besser Ausdruck zu verleihen.

Die ein Meter achtundfünfzig große Madame Fringier ist nicht jemand, der sich ohne Gege-

angriff unterbrechen läßt. Eine starke Persönlichkeit, nervös, frustriert keine eigenen Kinder bekommen zu haben, die ihre Schüler als Ersatz adoptiert hat. Und Achtung, Lehrerin für Physik und Chemie zu sein, ist auch nicht ohne!

Helena haßt dieses Gefühl, zu spüren wie ihr die Röte ins Gesicht steigt, all diese auf sie gerichteten Blicke. In der Meute verpaßt man natürlich keine Gelegenheit, sich überlegen zu fühlen und auf Kosten Anderer zu unterhalten.

„Es tut mir leid, Entschuldigung.“

„Kann ich jetzt mit dem Unterricht fortfahren oder muß ich Sie rausschicken?“

„Ist schon gut, es wird gehen.“

„Sehr schön, wer kann mir also sagen, welchen Scheinwiderstand ich parallel zu Z2 legen muß, damit der Schaltkreis geschlossen ist? Lussier, Sie waren eben doch noch so schlau...“

Als der Kurs etwas später endlich zu Ende geht, kommt Sohane auf Helena, die mit gesenktem Blick ihre Sachen wegräumt, zu.

„Geht's Helena? Ganz schön heftig das alles.“

„Ich bin es Leid und komme mir so doof vor, insbesondere wenn es so mitten im Unterricht passiert, das ist das Letzte!“

„Kann dir doch egal sein, es ist nicht wichtig. Was zählt ist, daß wir dich mögen und dich unterstützen.“

Helena spürt, wie ihr plötzlich die Tränen in die Augen steigen. Einfach loslassen, diese ganze Enttäuschung und die Angst, die in ihr toben, herauslassen, die Demütigungen, ihr Anderssein. Und doch ist da ihre Freundin, die sie immer unterstützt. Und was für eine Freundin, brillant, schön, so geheimnisvoll und romantisch, begabt und mit einer Leichtigkeit in allen Bereichen. Warum sollte ein so außergewöhnliches Mädchen die Freundin einer Verrückten, die mitten im Unterricht schreit, sein?

Aber vor versammelter Klasse zu weinen kommt nicht in Frage! Diese Freude gönnt sie ihnen nicht, das wäre zu einfach.

„Und, Mädels, ist die Show jetzt zu Ende? Die heutige Episode hat mir gut gefallen. War leider ein bißchen kurz, wollt ihr uns nicht noch ein, zwei Szenen als Zugabe geben?“

Das ist „Costia“, Constantin Miref, der Freund von Sohane und Helena, schlank, sehr intelligent und gebildet obwohl vom Studium nicht sehr angetan.

„Das ist aber nett, bist du heut im Schlafanzug gekommen? Nicht schlecht, diese Hose. Gibt's die auch für eine einzige Person?“ schleudert ihm Sohane zurück.

Ganz schön cool, Costias Look, eine mega „baggy“ Hose, darüber ein XXL T-Shirt, Turnschuhe ohne Schnürsenkel, die Stöpsel vom MP3 Player auf den Ohren und trotzdem die Intellektuellenbrille, die ihn verrät...

„Schon gut, darauf antworte ich lieber nicht, ich warte draußen. Oder wollt ihr hier übernachten?“

„Nun mach schon, geh raus, dann haben wir zur Abwechslung mal frei!“ sagt Sohane, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.

Helena, Sohane und Costia gehen zusammen auf der Dorfstraße, die vom Gymnasium wegführt. Helena geht nach Hause und Sohane sucht ihr Pferd „Fire“ auf, das auf einer Weide, die Costias Vater gehört, in Pension steht.

Also, um zu sehen, ob es Strom hat, legst du die Zunge drauf. Und wenn du blau anläufst, dann hat es Strom!“ sagt Costia gut gelaunt

„Du nervst mit deinen Geschichten, bist halt doch nur ein kleiner Junge“, greift Sohane an.

Costia steckt und ein verschließt sich geknickt.

Helena, wie geht's deinem Großvater, hält er durch?“

„Es geht schon, aber er redet kaum noch mit mir, er ist vom Verschwinden meiner Eltern wie betäubt. Ich glaube, er setzt seine ganze Energie daran, jeden anzurufen um die Nachforschungen wieder aufzunehmen, auf ihre Rückkehr zu wachen, dem leisesten Geräusch zu lauschen. Da bleibt ihm keine Kraft mehr für etwas Anderes.“

„Wohl immer noch nichts Neues von der Polizei?“

„Nein, die verstehen es nicht. Es gibt keine Hinweise, keine Zeichen einer Entführung, kein Motiv. Die fragen sich, ob sie nicht einfach weggegangen sind und wir diese ganze Geschichte erfunden haben. Da ich minderjährig bin, dürfen sie mich nicht verlassen. Aber da ist ja mein Großvater, dem sie mich hätten anvertrauen können... Gut, ich sage das aus Sicht der Polizei, ich weiß ja, daß es unmöglich ist. Ich habe mich noch mit ihnen am Vorabend unterhalten. Ich gehe dann ins Bett, höre nachts Schreie und als ich hinunter komme, waren sie verschwunden! All ihre Sachen sind dageblieben. So können sie nicht freiwillig gegangen sein. Und außerdem ist es schlicht unmöglich, daß sie überhaupt gegangen sind“, sagt Helena frustriert.

„Ich verstehe völlig, was du fühlst. Ich kenne deine Eltern gut, alle hier mögen sie. Ich bin davon überzeugt, daß sie ein Problem haben und zurückkommen werden. Es muß eine Erklärung geben und alles wird wieder gut werden. Auf jeden Fall ist es sicher, daß dich deine Eltern lieben und daß sie dich unmöglich freiwillig zurückgelassen haben. Du mußt durchhalten, bis wir verstanden haben, was ihnen passiert ist. Ich weiß, daß es für dich und deinen Großvater hart ist. Wenn wir was tun können...“

„Du bist echt nett, Sohane, zum Glück bist du da.“

„Mich gibt's übrigens auch noch, aber anscheinend zählt das nicht!“ ruft Costia aus.

„Ach, der arme kleine Costia, den keiner berücksichtigt!“ spottet Sohane.

„Danke Costia. Ich weiß, daß ihr beide Freunde seid. Keine Ahnung, was ich ohne euch täte.“

Die grauen Herbstwolken, die bisher das Licht verdeckt hatten, lassen kurzfristig einen Sonnenstrahl durchscheinen, der ein bißchen Hoffnung in ihr Gespräch bringt. Obwohl der Unterricht erst um fünfzehn Uhr zu Ende gegangen war, schien die Helligkeit schon nachzulassen. Der Monat November mit seinen abnehmenden Tagen war eine zusätzliche Bürde für alle jene, die mit dem Licht leben. Den Einfluß der Helligkeit auf das Gemüt und den Optimismus galt es nicht mehr zu belegen. Es war die zu den dunklen Monaten führende Zeit, zur Kälte des Winters, der absterbenden Blätter, der verschwindenden Insekten und

der Zugvögel, die ohne uns in die Wärme geflogen waren. "Pech für euch, die ihr nicht fliegen könnt, tschüs, bis zum nächsten Frühling", mußten sie sich wohl zurufen.

Der Winter selbst war immerhin eine erquickende Zeit mit der gedämpften Stille, dem Schnee, so weiß wie Tausende kleine schimmernde Spiegel und der trockenen, die Backen rötenden Kälte. Die Tage waren zwar kurz aber klar und man wußte, der Frühling würde bald wiederkommen. Man beobachtete die Äste, um die erste, seine Ankunft ankündigende Knospe ja nicht zu verpassen.

Aber der Herbst, die Wolken, der Regen, der Wind und die Tage ohne Licht waren die deprimierendste Jahreszeit.

In den zwei Wochen seit dem Verschwinden von Helenas Eltern war der Himmel immer düster und feucht geblieben. Nebel leitete den Tag ein und dann schloß sich eine Wolkendecke über den Tag schon vor dem immer früheren Eintreffender Nacht. Diese brachte oft keine Beruhigung des Windes, der weiterhin alles auf seinem Weg schubste und hinweg fegte. Der klägliche Gesang, der glissando in chromatischen Tonleitern über die Dächer ächzte und das Trommeln der Fensterflügel im Akkord mit den Ästen der Bäume, die ihre letzten Blätter abschüttelten, waren die Elemente der dramatischen Oper, die unermüdlich die ganze Nacht über gespielt wurde.

In der Verlängerung der Dorfstraße, auf der Sohane, Helena und Constantin liefen, bog zur linken ein Weg zum Hof von Constantin Mirefs Familie ab, auf dem „Fire“, Sohanes Pferd untergestellt war. Rechts führte eine andere Straße zu einem Waldweg an dessen Ende, am äußersten Dorfrand sich das Haus von Helena Canta und ihrer Familie befand.

Der Hof der Mirefs war ein großes altes Gebäude mit dicken Steinmauern. Innen war es hingegen modern mit zweckmäßiger Möblierung und Doppelverglasung, Bodenheizung, mit Erdwärme, amerikanischer Küche.

Das ganze Gebäude war rund um einen Innenhof angelegt, geschützt durch eine Außenmauer, die vor langer Zeit zum Schutz der Bauern vor bewaffneten Angreifern errichtet worden war. Seltsamerweise befand sich der Hof nicht auf einer Anhöhe sondern in einer Mulde zwischen zwei Hügeln. Bei Regenwetter wurde das träufelnde Wasser über große Gräben in einen Fluß geleitet. Dort herrschten Enten und Gänse, die ihr Revier gegen jegliches Eindringen von Mensch oder Tier mit entschiedenen Schnäbelhieben verteidigten. Der einzige Eindringling, der geduldet wurde, war „Hector“, eine riesiger Truthahn, der regelmäßig seine Runden auf dem gesamten Gebiet des Besitzes drehte. Wie ein Feldhüter gab er jedem sofort zu verstehen, ob er seine Gegenwart duldet oder nicht. Sein Lieblingsopfer war der Briefträger, falls unglücklicherweise nicht der übliche kam. Mit zunehmendem Alter verhielt sich Hector immer intoleranter gegen alles, was nach allgemeinem Truthahnbefinden und aufgrund seiner eigenen Maßstäbe nicht „normal“ war. Wer noch nie einen wütenden Truthahn erlebt hat, kann schwadronieren, aber glauben sie mir, wer es je mit einem schlecht gelaunten Hector zu tun hatte, wechselt das Thema und redet lieber über etwas anderes.

Die nahe gelegenen Koppeln waren den Pferden vorbehalten. Hier gab es keine geschlossenen Boxen sondern großzügige Unterstände, mit dem Rücken gegen den vorherrschen-

den Wind gerichtet und Heukrippen für den Winter. Die Herden mit fünf bis sechs Pferden wurden durch große Schäferhunde gegen Wölfe geschützt. Ihre Hütten befanden sich dicht bei den Unterständen. Die Hunde waren von klein auf dort untergebracht und davon überzeugt, die Pferde seien ihre Familie. Vielleicht dachten sie ja, selber etwas andere Pferde zu sein?

Wenn man vor dem Gatter stand, war Fires Weide gleich die erste links, die er mit seinem Kumpel „Presto“ teilte. Presto war ein schwarzer Traber mit weißen Füßen, größer und auch viel ruhiger als Fire. Es war ein sehr erfahrenes, jede Lage mit Leichtigkeit meisternde Pferd. Ein mutiges Tier, das mit seinem Reiter Constantin die Eigenschaft teilte, unnötige Anstrengungen und Energieverschwendung zu vermeiden. Und genau das verlieh ihm diese lässige Art und den gemessenen Schritt, die dem Beobachter seine wahre sportliche Natur verbargen. Presto konnte fast uneingeschränkt in einem schnellen Trab oder ruhigen Galopp verweilen, vorausgesetzt es war motivierend oder notwendig. Wenn es zum Beispiel um ein Wettrennen mit Fire ging, was einen ganz besonderen Ansporn darstellte, erwachte ein Leuchten in seinem Blick und der Turbo wurde eingeschaltet. Die Beschleunigung war zwar nicht extrem, die Endgeschwindigkeit jedoch phänomenal. Presto verwandelte sich in ein wahres Rennpferd und der Wald war seine Rennbahn. Der Reiter konnte dann nur noch schnell den Kopf einziehen. Wenn es für Presto ausreichte, gingen ihm die Nöte des Passagiers auf seinem Rücken, der sich voltigierend wie ein Kosake auf die Seite werfen mußte, um einen tiefen Ast zu vermeiden oder keine Blätter zu schlucken, nichts an.

Presto und Fire waren große Freunde geworden. Ein tiefes Einverständnis und eine starke Solidarität herrschten zwischen ihnen. Fires Persönlichkeit barg mehr Sprengkraft. Es war ein heißblütiges spanisches Pferd, ein Ferrari unter den Pferden. Seine Beschleunigungen waren unglaublich brutal und der Reiter wurde nach vorne geschleudert und auf den Sattelknauf gepreßt. Auch die Kurven und Bremsmanöver waren genauso radikal. Wer Fire reiten wollte, mußte die Fähigkeiten eines Kampfpiloten besitzen, der bereit war, in Bruchteilen von Sekunden ein anderes Tempo oder eine andere Richtung einzuschlagen. Er erreichte fast die Spitzengeschwindigkeit von Presto, konnte diesen Rhythmus wegen seiner kleinen Statur jedoch nicht lange durchhalten. Fire war ein Sprinter, der nicht für Ausdauer geschaffen war. Wenn man sich einmal an ihn gewöhnt hatte, erschienen einem alle anderen Pferde fad und leblos. Es war eine wahre Freude, Sohane und Fire im Wald zu beobachten, wie sie im Zickzack zwischen den Bäumen galoppierten, fast auf der Stelle Kehrt machten, um wieder in die entgegengesetzte Richtung zu starten, über Gräben, Stämme und Äste am Boden sprangen, sich in die herbstlichen Wasserpfützen stürzten, Hänge hinauf sprengten oder in einem Wirbel von Steinen hinab rutschten und durch Mauern von dichten Blattwerk stoben.

Sich gegenseitig bestens zu verstehen verlieh ihnen ihre Kraft. Sohane glaubte nicht an Gedankenübertragung. Es war aber verwirrend zu sehen, wie sie und dieses Pferd die gleichen Einfälle hatten, wie bei ihnen gleichzeitig die gleichen Wünsche aufkamen und wie sie die gleichen Emotionen teilten. Im Gegenzug war es Sohanes Glück, sich als einfache Passagierin von diesem sagenhaften Pferd zu einem Ausritt in seinem natürlichen wilden Umfeld einladen zu lassen. Reiten war nicht mehr eine menschliche Betätigung sondern

eine Reise des Menschen in die Welt der Wälder. Sohane ließ sich führen und wurde nie enttäuscht. Vertrauensvoll nahm Fire sie bald in Orte voller Leben und von unglaublicher Schönheit mit. Fire galoppierte inmitten von Rehen, rannte mit Wildschweinen um die Wette und erfand Abkürzungen durch die Vegetation, um ihnen den Weg zu versperren.

Sohane besuchte Fire so oft wie möglich. Wenn, wie heute, der Nachmittag noch nicht so weit fortgeschritten war, nutzte sie die Gelegenheit für eine Runde durch den Wald, und manchmal wurde sie von Constantin begleitet.

Heute waren sie zusammen gekommen, um sie zu sehen, aber nur Sohane wollte reiten.

Wenn sie am Rand der Weide erschien, verhielten sich die Pferde wie im wirklichen Leben und verzogen sich ans entgegengesetzte Ende der Weide! Daß ein Pferd im Galopp zu seinem Herrn stürmt, war ein von Romanverfassern erfundener Mythos, die Pferden das Verhalten von Hunden zuschreiben. Ein Pferd war immer frei und unabhängig. Es willigte ein, jemanden mitzunehmen und dessen Anleitungen zu befolgen, sich aber auf einen mit hundsgewöhnlicher Begeisterung zu stürzen, widersprach seiner Philosophie von Freiheit. Pferd und Mensch stammten aus verschiedenen Welten. Der eine war Raubtier, der andere dem Herdentrieb unterworfen. Wenn sie sich doch verstehen und schätzen konnten, durfte der Mensch nie vergessen, daß er nicht schnell genug rennen konnte, um ein Pferd einzufangen. Wenn es dann doch zu ihm kam, dann nur weil es das selber auch wollte.

Es war ein ziemlich lustiges Spiel, bei dem jeder seine Listen anwandte. Bei Sohane war es ganz einfach, wenn Fire ihren Sack voller Möhren nicht wollte, wurden sie an die anderen Pferde auf der Weide verteilt und es war nicht weiter schlimm. Dann schaute er meist kurz zögernd in die Luft, um dann mit würdigen kleinen Schritten zu kommen, als führte ihn sein Weg nur zufällig da vorbei.

Mit einem einfachen Seil auf seinem Hals war der Vertrag zwischen ihnen dann besiegelt und ihre Zusammenarbeit uneingeschränkt... bis zur Rückkehr auf die Weide, wenn sein Halfter abgezogen wurde und Fire Anstalten machte, im Trab davonzueilen, mit einem Ausdruck als würde er sagen: „Endlich frei, war aber nicht zu früh.“

Nachdem sie sich gut um ihn gekümmert hatte, ihn gestriegelt, gesattelt und ihm Möhren gegeben hatte, machten sie sich auf in Richtung Wald. Sohane mußte gar nicht entscheiden, ob sie losgaloppieren sollten oder nicht, sie hätte nur bitten müssen, aber es war so viel lustiger die Entscheidung Fire zu überlassen. Und es dauerte nie lange, als wäre die erste Zielgerade für ihn eine Provokation, und los ging's. Der Ferrari der Reiterwelt brachte nicht die Geduld für einen längeren Marsch auf.

